



Nur noch fünf Staaten verdienen die Bestnote

Frankreich, Grossbritannien, Spanien und den USA droht eine Herunterstufung ihrer Kreditratings

Eine neue Schweizer Studie zeigt, dass die Finanzlage in Europa und den USA viel dramatischer ist, als die grossen Ratingagenturen glauben machen.

VON PETER BURKHARDT

Die auf Kreditanalysen spezialisierte Zürcher Firma Independent Credit View (ICV) kann für sich in Anspruch nehmen, dass sie die Schuldenkrise früher vorausgesehen hat als die drei massgebenden US-Ratingagenturen Moody's, Standard & Poor's und Fitch. Schon 2009 mahnte sie, die offiziellen Ratings seien wegen der Schuldenspirale in Europa und den USA nicht mehr gerechtfertigt.

MITTLERWEILE HABEN die drei Grossen einigen Ländern ihre Bestnoten weggenommen. Doch nun geht ICV erneut in die Offensive. In einer neuen Studie, die dem «Sonntag» vorliegt, zeigt das Zürcher Unternehmen auf, dass sich die Schuldenkrise der Industrieländer weiter zuspitzt – und dass die grossen Ratingagenturen erneut zu langsam re-

agieren. Dänemark, Frankreich, Österreich und Grossbritannien haben demnach ihr AAA längst eingebüsst. Auch bei Spanien, Italien, Belgien und den USA urteilen die Zürcher weitaus strenger als die grossen Agenturen.

«Der Downgrade-Zyklus bei den Industrienationen hat erst angefangen», sagt Daniel Pfister, Chef von Independent Credit View. «Wir erwarten, dass weitere Rückstufungen für Spanien, Italien, Frankreich und Belgien nur noch eine Frage der Zeit sind.» Der politische Befreiungsschlag in der Eurozone sei bis-

«Wir erwarten, dass weitere Rückstufungen nur noch eine Frage der Zeit sind.»

DANIEL PFISTER, INDEPENDENT CREDIT VIEW

lang ausgeblieben. Diese Pattsituation würden die Agenturen im neuen Jahr zum Anlass nehmen, längst überfällige Ratinganpassungen vorzunehmen.

«Der Kreis an offiziell eingestuftem AAA-Staaten wird somit 2012 kleiner», sagt Pfister voraus. Für die Schweiz hat

das nicht nur positive Folgen. Der starke Franken dürfte dadurch weiter aufgewertet werden, was wiederum dem Export und dem Tourismus Bauchschmerzen bereiten wird.

MIT KRITIK AN MOODY'S & CO. hält Pfister nicht zurück. «Die aktuellen Ratings der Agenturen widerspiegeln die Realität unseres Erachtens auch unter sehr optimistischen Szenarien zurzeit nicht. Investoren sind daher schlecht beraten, ihre Anlageentscheide allein auf diese Einstufungen abzustützen.»

Vor allem wird laut der ICV-Studie der Einfluss der Alterung der Industriegesellschaften unterschätzt. Die steigenden Gesundheitskosten und Rentenzahlungen seien in den aktuellen Schuldenzahlen noch nicht genügend berücksichtigt. Ohne grundlegende Reformen in diesen Bereichen würden die Staatsbudgets während der nächsten Jahrzehnte massiv belastet.

Andererseits hätten rasch wachsende Schwellenländer wie Brasilien oder die Türkei bessere Noten verdient. China, Chile und Brasilien haben laut ICV mittlerweile eine höhere Kreditwürdigkeit als die USA und Grossbritannien.

Nur noch fünf Staaten verdienen gemäss der Studie die Bestnote: Norwe-

gen, Singapur, Schweden, die Schweiz und Deutschland. Doch selbst das Triple-A von Deutschland wankt. Deutschland könne die Bestnote nur halten, «solange es sich nicht als Sponsor der Not leidenden Euroländer einspannen lässt», sagt Daniel Pfister.

Zudem warnt er vor einem Übergreifen der Schuldenkrise von der Eurozone auf die USA und Grossbritannien. Beide Länder profitierten zwar vom eigenen Währungssystem, hätten jedoch massive Defizite, sodass auch diese Ratings von den Agenturen revidiert werden müssten.

«IM MOMENT SIND die Scheinwerfer auf Europa gerichtet, was den USA nur recht sein kann», sagt Pfister. «Fakt ist jedoch, dass europäische Staaten begonnen haben, fiskalpolitische Reformen anzupacken, während wir davon in den nicht minder verschuldeten USA noch weit davon entfernt sind.»

In der neusten Studie untersucht ICV die Finanzlage von 37 Staaten. In das Rating fliessen 50 Kennzahlen ein wie Verschuldungsgrad, Aussenverschuldung, Inflation oder Wachstumsaussichten. Ein hohes Gewicht haben auch die Wettbewerbsfähigkeit, die Aussenhandelsbilanz, die demografische Entwicklung und die Sozialwerke.

PARADEPLATZ



Anstatt Weihnachtsgeld verteilte die Fluggesellschaft **Swiss** dieses Jahr ihren Mitarbeitern nur ein Käseholzbrett (Bild). Viele Crewmitglieder retournierten das Geschenk mit Protestnoten. Andere wollen mit dem Brett doch noch zu ihrem Weihnachtsgeld kommen: Auf dem Auktionsportal Ricardo bieten es einige Schlaumeier zum Verkauf an – inklusive der Grusskarte des Swiss-Managements um Konzernchef **Harry Hohmeister**.

In seinem Shoppingcenter plant der Präsident des Zürcher Flughafens, **Andreas Schmid**, ein Themenrestaurant zur Faszination des Fliegens. Im April soll dieses auf einer leicht erhöhten Ebene eröffnet werden. Einen passenden Namen hatte das aviatische Gastroprojekt auch schon: Clouds. Dumm nur, dass dieser bereits vom Restaurant im 35. Stock des neuen Zürcher **Prime Towers** beansprucht wird.



Ironie ist nicht jedermanns Sache. Das musste Hotelieriesuisse-Präsident **Guglielmo Brentel** (Bild) erfahren. In einem Interview mit der Branchenzeitschrift «Hotellerie» sagte er: «Wir fahren immer ins Südtirol zum Skifahren. Dort ist alles viel billiger als in der Schweiz. Die Leute sind viel freundlicher als hier in der Schweiz, die Hotels viel schöner, das Essen viel besser. Keine Frage: Ich werde auch die nächsten Skiferien ins Südtirol verbringen.» Was als Scherz gedacht war, nahm das «Gastrojournal», die Zeitung des Konkurrenzverbandes Gastrosuisse, bierernst. Sie warf Brentel «Fahnenflucht» und «zerstörerische Ignoranz» vor. Der Autor mutmasste sogar, Brentel provoziere seinen Rauswurf, um eine Abgangschadung zu ergattern. Wahr ist einzig, dass **Gastrosuisse** und **Hotellerieiesuisse** seit ihrem Streit um die Hotelsterne in inniger Feindschaft verbunden sind.

Bei den **SBB** weiss die Linke offenbar nicht, was die Rechte tut. «1,5 Prozent mehr Lohn zahlen die SBB ihren Mitarbeitenden 2012 aus», vermeldete die Personalzeitschrift Anfang Dezember. Das war eine Falschmeldung: Die SBB erhöhen die Lohnsumme nur um 1,25 Prozent. Mittlerweile entschuldigte sich die Zeitung «für den Druckfehler».

Im Magazin «prisma» der **Universität St. Gallen** wird ein junger Student namens **Mike Schwitala** porträtiert, der aktiver Daytrader ist. Nicht mal eine Toilettenpause liege beim «Börselen» drin, sagt er. Doch sogar die kapitalistischsten Studenten werden angesichts der Welt ereignisse nachdenklich: «In der momentanen Situation der Occupy-Bewegung mache ich mir ernsthaft Gedanken, ob das wirklich das Richtige für mich ist.»

Roger Federer wird zum Opfer des starken Frankens

Wegen des Verfalls von Euro, Dollar und Pfund verdient der Tennisstar über eine Million weniger als vor zwei Jahren

VON PETER BURKHARDT

Dass Schweizer Industriefirmen und Tourismusorte unter dem starken Franken leiden, gehört schon fast zur Allgemeinbildung. Wenig beachtet wird hingegen, dass Schweizer, die ihr Geld in Fremdwährungen verdienen, ebenfalls zu Opfern der Währungskrise werden.

Allen voran Tennisstar Roger Federer: Im abgelaufenen Jahr erspielte er laut der Spielervereinigung ATP an 16 Turnieren Preisgelder in der Höhe von insgesamt 6,4 Millionen US-Dollar. Je nach Turnier wurden diese in US-Dol-

lars, Euro, britischen Pfund oder australischen Dollars ausbezahlt.

RECHNET MAN die Preisgelder zum Tageskurs in Franken um, erhielt Federer im vergangenen Jahr total 5,16 Millionen Franken. Hätte er aber ein Jahr vorher an den gleichen Turnieren das gleiche Resultat erzielt, wären es deutlich mehr gewesen, nämlich 5,76 Millionen Franken. Noch grösser wird der Währungsverlust im Vergleich zu 2009. Dann hätte Federer an den gleichen Turnieren sogar 6 Millionen Franken oder 16 Prozent mehr als 2011 verdient.

Ein Beispiel zeigt, wie krass der Währungsverlust ist: Für seinen zweiten Rang am diesjährigen French Open in Paris erhielt Federer 600 000 Euro. Umgerechnet zum Tageskurs ergibt das 744 000 Franken. Zwei Jahre früher wären es hingegen noch 912 000 Franken gewesen.

NOCH GRÖSSER, mangels genauer Zahlen aber nicht berechenbar, ist Federers Verlust bei den Werbeeinnahmen. Nach Schätzungen der deutschen Marktforschungsagentur Sport & Markt zahlen ihm seine Sponsoren jährlich 25 bis

30 Millionen Euro. Darunter sind die US-Sportartikelhersteller Nike und Wilson, der US-Multi Gillette und der deutsche Autohersteller Daimler. Sie zahlen in US-Dollars und Euros, womit sich auch hier der starke Franken rächt.

Obwohl Federer zu den Topverdienern der Schweiz gehört, ist für ihn der Währungsverlust nicht unerheblich. Denn seine Hauptausgaben tätigt er in Schweizer Franken: Er hat seinen Hauptwohnsitz in der Schweiz, baut zurzeit ein luxuriöses Ferienchalet auf der Lenzerheide und versteuert auch seine Einnahmen hier.